

ANNIE WAYE

KISSING  
THE  
DARK



# PROLOG

Es gibt diese besonderen Augenblicke im Leben, in denen alles andere der Bedeutungslosigkeit weicht. Die Vergangenheit, die Gegenwart, die Zukunft – nichts davon ist mehr von Belang, wenn der Moment eintritt, in dem man weiß, dass nichts je wieder so sein wird wie zuvor.

Als ich dreizehn war, spürte ich diesen Moment schon Minuten, bevor er eintrat. Ich saß an meinem Schreibtisch über meine Hausaufgaben gebeugt – Mathe –, eine Stunde, nachdem ich zu Abend gegessen und abgespült hatte. Genervt strich ich meine langen schwarzen Haare immer wieder über meine Schultern, nur damit sie kurz darauf aufs Neue in mein Sichtfeld fielen.

Es war ein ruhiger Tag im März, so ruhig wie die Außenbezirke Portlands eben waren. Kein Laut erfüllte die abgelegene Gegend, in der ich mit meiner Großmutter lebte. Alles um mich herum war wie immer. Und doch wurde ich von einem unguten Gefühl befallen.

Es war, als würde sich der Boden unter meinem Stuhl auf-tun und ich über einer endlosen Finsternis schweben. Als wäre da nur noch ein seidener Faden, der mich festhielt, das Einzige, was mich davor bewahrte, in eine schwarze Welt ab-zustürzen und nie mehr gesehen zu werden.

Es war ein Schauer, der sich meine Arme hinaufzog, der die Härchen in meinem Nacken aufstellte und eisig über

meinen Rücken jagte. Ein Knoten in meiner Magengrube, der mir die Kehle zuschnürte und dafür sorgte, dass sich meine Glieder versteiften. Was vor sich ging, realisierte ich erst, als ein dumpfer Schmerz durch meine linke Hand zuckte. Ich hielt den Stift so fest darin, dass meine Fingerknöchel weiß durch meine Haut schimmerten.

Mein Atem ging nur noch abgehackt, und wie bei einem plötzlichen Fieberanfall traten mir Schweißperlen auf die Stirn. Mein Herz schlug immer schneller in meiner Brust, und ich griff mir an die Kehle. Was war los mit mir? Es fühlte sich nicht an, als wäre ich krank, sondern eher ... nervös. Als wäre bereits heute der Tag meiner Englisch-Präsentation, vor der ich vor Aufregung sterben würde, weil ich Aufmerksamkeit schon immer gehasst hatte. Als wäre es nur noch eine Frage weniger Sekunden, bis ich nach vorne treten müsste.

Es war, als würde ich auf etwas warten. Auf etwas Schreckliches.

Wie schrecklich, wurde mir klar, als der gellende Schrei meiner Großmutter an meine Ohren drang und meine Welt zum Erbeben brachte.

Erschrocken sprang ich auf die Füße. Mein Stuhl ging polternd zu Boden, bildete einen tiefen Bass zu der schrillen Stimme meines letzten Familienmitglieds, das noch nie zuvor auch nur laut gesprochen hatte. »Großmutter?«

Ich stolperte über die Stuhlbeine und stürzte durch mein kleines Zimmer zur Tür. Wir hatten noch nie viel gehabt – meine Großmutter besaß nicht einmal ein eigenes Schlafzimmer, weshalb ich die zwei Schritte durch den

Gang in Richtung Wohnzimmer rannte. »Großmutter!« Ich brach förmlich durch die Tür – und kam schlitternd zum Stehen.

Sofort schlug mir ein Anflug von Rauch entgegen. Die Möbel waren an den Rand gerückt worden. Der Teppich war zusammengerollt und machte Platz für einen Runenkreis, der mit unzähligen Bildern und Symbolen verziert worden war. Ich erkannte Büffel und Aale, Schlangen und Adler darauf. Symbole, die mir meine Großmutter bisher nur in Büchern gezeigt hatte – wann immer sie mir von den Ritualen erzählt hatte, mit denen wir die Geister anbeteten, sie um Hilfe baten, ihre Gunst erlangten.

Aber das, was ich sah, hatte nichts mit ihren Geschichten gemeinsam.

Meine Großmutter lag abseits des Runenkreises auf dem Boden, das Gesicht von mir abgewandt und die Hände auf ihre Augen gepresst. Die Spitzen ihrer zusammengeknöteten grauen Haare standen wirr in alle Richtungen ab. Sie krümmte sich, und ihr Schrei geriet nach und nach ins Stocken, als hätte sie keine Luft mehr, aber auch keine Kraft, um einzuatmen. Als würde sie qualvoll ersticken. Der Geruch von verbranntem Fleisch stieg mir in die Nase, und erst auf den zweiten Blick entdeckte ich die Rauchschwaden, die von ihrem Kopf aufstiegen. Als würde sie ohne jede Flamme bei lebendigem Leib verbrennen.

»Großmutter!«, schrie ich und eilte in ihre Richtung. Ich warf mich förmlich vor ihr auf die Knie, meine Hände zuckten zu ihr –

Es war, als würde mich ein Blitz ins Herz treffen. Ich kreischte, verlor das Gleichgewicht und stürzte rücklings zu



Boden. Ein einziges, heftiges Beben ging durch meinen Körper – und verging wieder.

Mir stockte der Atem. Aus weit aufgerissenen Augen starrte ich meine Großmutter an und dann an mir herab. Die seltsame Eingebung stieg in mir auf, dass mich die Berührung beinahe umgebracht hätte.

So, wie etwas *sie* umbrachte. Genau jetzt.

Der Runenkreis am Rande meines Sichtfelds schien auf einmal zu leuchten, als wollte er auf sich aufmerksam machen, und plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Es war ein Fluch. Ein Bann. Der Akt einer bösen Macht – dieselbe Macht, deren Präsenz ich schon vor Minuten gespürt hatte. Und die immer stärker wurde.

Ein Geist war hier. Er war hier, um sie zu töten.

Meine Gedanken rasten und gerieten doch sofort ins Stocken. Warum war er hier? Was wollte er von ihr? Was hatte sie ihm getan? Oder –

Der Runenkreis. Hatte sie ihn *beschworen*?

Warum? Warum hatte sie –

»M-«

Ich zuckte zusammen vor Schreck. Mein Blick haftete an meiner Großmutter, die versuchte, zu sprechen – trotz der Schmerzen, die von ihrem brennenden Gesicht ausgingen, von ihrem brennenden Kopf, ihrem brennenden Körper, trotz der Qualen, die sie litt, wollte sie mit mir reden. »M-Ma-«

Ich wusste, was sie mir sagen wollte, ohne dass sie es aussprechen musste.

Ein Geist war hier in diesem Raum. Ich sollte laufen. Mich in Sicherheit bringen. Weg von hier, weg von dem Einfluss des Bannkreises. Ich sollte sie zurücklassen.

Aber ich dachte keine Sekunde daran. Weil sie alles war, was ich noch hatte.

Schnell rappelte ich mich auf. Ein Geist konnte nur von einer großen Macht unschädlich gemacht werden. Von Schamanen, von Hexen – oder von anderen Geistern. Ich gehörte zu keiner der Kategorien. Aber bei einer wusste ich zumindest, wie man sie rief.

Genau wie Großmutter. Großmutter, die gerade eben zu meinen Füßen starb.

Das kalte Grauen erfüllte mich von innen und drohte mich an Ort und Stelle zu lähmen. Es war riskant. Gefährlich. Vielleicht würde ich daran zugrunde gehen. Aber alles wäre besser als sie im Stich zu lassen.

Panisch schnappte ich nach Luft. »Bitte halte durch!«, »N-N-« Plötzlich schrie sie wieder auf, als würde eine neue Welle des Schmerzes über sie hinwegrollen. Der Klang ihrer Stimme ließ meine Sicht verschwimmen – und wusch meine letzten Zweifel fort.

Entschlossen fuhr ich in Richtung des Runenkreises herum. An seinen äußersten Rändern brannten vereinzelte Kerzen. Die Flämmchen taten ihre letzten Atemzüge, genau wie Großmutter. Sie würden nicht mehr lange durchhalten. Sie alle.

Schnell stieg ich über die Kerzen hinweg in die Mitte des Kreises. Ich wusste kaum, was ich tat, als ich den Kopf in den Nacken legte, die Augen schloss und die Arme ausstreckte. »V-verehrte Geister. Ich brauche Hilfe!«, stieß ich hervor. »Ich brauche Hilfe. Irgendjemand, irgendwo da draußen, ganz egal, wo ihr auch seid. Wenn ihr mich hören könnt ... bitte helft mir!« Ich schluchzte, während ich ver-



suchte, mich auf die Stille im Raum zu konzentrieren, die in unregelmäßigen Abständen vom Röcheln meiner Großmutter durchbrochen wurde. Dort lauerten die Geister. Die von völlig Fremden, aber noch vielmehr die meiner Vorfahren. Man sagte sich, dass sie ihre Familie nie verließen – nicht einmal im Tod. Dass sie über uns wachten, uns auf unserem Weg begleiteten, uns unterstützten, wenn wir sie darum baten.

Und ich brauchte sie jetzt. Mehr als alles andere. »Mom? Dad?«, hauchte ich. So oft hatte ich Großmutter angefleht, mit ihnen sprechen zu dürfen. Ihre Geister beschwören zu dürfen. Sie hatte es mir nie erlaubt. *Eine Beschwörung ist, als würde man eine Flaschenpost in den Ozean der Geister werfen. Ganz gleich, an wen sie adressiert ist – man weiß nie, wer sie tatsächlich aus dem Wasser fischt.*

Aber diesmal war es anders. Weil es mir egal war, wer mich erhörte. »Irgendjemand!«, rief ich aus, und mir war, als könnte ich die leisesten Rauchschwaden, die die Kerzenflammen bildeten, zwischen meinen Fingern spüren. Ohne hinzusehen, führte ich meine Fingerspitzen zueinander, bündelte den Rauch darin, spielte mit ihm wie mit den Haaren einer Freundin und bewegte mich langsam um die eigene Achse. Schritt für Schritt für Schritt lenkte ich ihn in kreisförmigen Bewegungen um mich herum, ließ zu, dass er mich umschmiegte wie ein Kleid, das auf meinen Leib geschneidert wurde, und spürte, wie er die Realität endgültig ausschloss. So lange, bis die Dunkelheit hinter meinen Augenlidern allgegenwärtig wurde. Bis ich die Stimme meiner Großmutter nicht mehr vernehmen konnte, genauso wenig meine eigenen Atemzüge. Bis ich nichts anderes als den Rauch hören, rie-



chen, sehen, sogar auf meiner Zungenspitze schmecken konnte. Als würde ich eins mit ihm werden.

»Du hast gerufen?«

Erschrocken riss ich die Augen auf.

Ich war nicht mehr in unserem Haus. Und ich war nicht allein.

Um mich herum war nichts als Schwärze. Eine undurchdringliche, bodenlose Pechschwärze wie die, in die mich meine ungute Vorahnung geworfen hatte. Einzig der Runenkreis zu meinen Füßen leuchtete greller als zuvor. Es war alles, woran der Blick hängen bleiben konnte – abgesehen von dem Jungen, der aus dem Nichts aufgetaucht war.

Er stand genau vor mir.

Ich wollte zurückzucken, aber der Schreck lähmte meine Glieder und wurde sofort von einem seltsamen Gefühl der Ruhe, der Vertrautheit abgelöst, das dafür sorgte, dass ich mich etwas entspannte.

Ein Geist hatte meinen Ruf erhört.

Der Junge musste in meinem Alter sein. Er hatte etwas wirre, stark hellblonde Haare und durchdringende Augen. Letztere waren so hell, dass ich nicht genau sagen konnte, ob sie braun, blau oder grün waren. Sie faszinierten mich so sehr, dass ich ihren Besitzer kaum mustern konnte – weil ich meine Aufmerksamkeit einfach nicht von ihnen losreißen konnte. Zu einem farblosen Shirt trug der Junge Jeans, ein geradezu Misstrauen erregend durchschnittliches Outfit.

Meine Unterlippe bebte leicht, während Angst und Verzweiflung mit einem Anflug von Hoffnung rangen. »W-wo ist meine Großmutter?«

»Gerade eben *ist* sie überhaupt nicht«, antwortete der Junge. »Alles, was ist«, erklärte er und breitete die Arme aus, »befindet sich in diesem Kreis.«

Ich verstand nicht. Aber ich wusste, dass mir die Zeit davonlief – weil sie *ihr* davonlief. »Sie stirbt. Irgendetwas ... bringt sie um.«

Der Junge antwortete nicht, sah mich einfach nur abwartend an.

Bebend atmete ich ein. »Du bist meinem Ruf gefolgt«, sprach ich es aus. »Also kannst du ihr helfen.«

Ich fragte mich, wer er war oder wie er gestorben war. Ob er einer meiner Vorfahren war. Aber das konnte ich mir nicht vorstellen. Wir sahen aus wie Tag und Nacht. Seine blonden Haare gegen meine schwarzen, seine blasse Haut gegen meine. Meine Ethnie stand mir ins Gesicht geschrieben, während ich seine auf den ersten Blick nicht entschlüsseln konnte.

Mein Gegenüber nickte langsam. »Das kann ich.«

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Es hatte geklappt! Ich hatte einen Geist beschworen, und er würde mir helfen. »Dann lass uns keine –«

»Wie ist dein Name?«

»M-mein ...?« Ich war so verwirrt, dass ich nicht über die Konsequenzen nachdachte, sondern ihm einfach die Wahrheit sagte: »Mary.«

»Malia.«

»N-nein. Ich heiße –« Ich brach ab, als es mir wieder einfiel. Mary war der Name, der in meinem Ausweis stand. Aber bei den Navajo, zu der Zeit, als meine Großmutter noch ein kleines Mädchen gewesen war, hätte man mich Malia genannt.

Der Junge betrachtete mich. Ich konnte seine Miene nicht entschlüsseln, und das bereitete mir Unbehagen. »Wo sind deine Eltern, Malia?«

Meine Lippen teilten sich leicht. Zuerst bekam ich keinen Ton heraus, doch ich riss mich am Riemen. »Wir haben keine Zeit!«, drängte ich ihn, aber er zuckte nicht mit der Wimper.

»Wir haben alle Zeit der Welt.« Als er es aussprach, fühlte es sich nicht an wie seine Meinung, sondern wie ein Naturgesetz. Weil dies nicht das Hier und Jetzt war, sondern ein Ort abseits der Realität. Ein Ort, an dem es nur ihn und mich gab.

Ich versteifte mich etwas. »Sie ... sind bei einem Autounfall gestorben.« Was ich sagte, klang so wahr und war doch so falsch. Sie hatten in einem Auto gesessen, als sie gestorben waren. Sie vorne, ich hinten. Und dann hatte der Blitz in den Wagen eingeschlagen. Ich hatte überlebt, sie waren tot. »Ich hatte gehofft, sie würden meinen Ruf hören und –«

»Aber ich habe ihn gehört«, unterbrach er mich wieder. »Ich bin ihm gefolgt. Und ich kann dir helfen.«

Sein schroffer Tonfall sorgte dafür, dass ich mich versteifte. Die völlige Stille legte sich über uns, während sich ein dicker Kloß in meinem Hals bildete. »Das klingt nach einem Aber.«

Ein leichtes Lächeln umspielte seine Lippen. »Kluges Mädchen«, sagte er, als wäre er deutlich älter als ich. »Geister tun einem keine Gefallen, *Sakari*.« Die Art und Weise, wie er das Wort für *süß* aussprach, sorgte dafür, dass ein nervöses Kitzeln in meiner Magengrube aufstieg. Ganz im Gegensatz zu dem, was er dann sagte: »Wenn ich etwas für dich machen soll, verlange ich eine Gegenleistung.«

Meine Brust verengte sich. »Was willst du dafür?«

Lässig zuckte er die Achseln. »Nichts Großartiges, wirklich.« Ein seltsamer Schimmer legte sich in seine Augen. »Nur deine Seele.«

Ich stutzte. Ich hatte mit vielem gerechnet. Meinem Leben. Geld. Einem Opfer. Etwas Böartigem. Aber das ...?

Ich befeuchtete meine Lippen. »Was genau ist eine Seele?«

Der Junge wirkte ehrlich überrascht. »Es ist ... ein kleiner, minderwertiger Teil von dir. Verstehst du?« Er holte Luft. »Die wichtigen Dinge, die du zum Leben brauchst, sind dein Kopf, dein Herz, dein Verstand ... Deine Seele ist zwar auch da, aber eigentlich ist sie überflüssig. Ballast. Nicht von Wert für dich.«

Ich verengte die Augen. »Und warum willst du sie dann haben?«

Amüsiert lächelte er, als hätte er diese Reaktion nicht erwartet. »Du solltest nicht so viele Fragen stellen. Oder ...« Er musterte mich von oben bis unten. »Hast du es etwa auf einmal nicht mehr eilig, das Leben deiner Großmutter zu retten?«

Ein Schub der Panik stieg in mir hoch, und ich ballte die Hände zu Fäusten. »Kannst du sie auch wirklich retten?«, fragte ich gehetzt. Auf einmal war mir, als könnte ich spüren, wie mir die Zeit davonlief. »Oder lügst du mich an?«

»Ich habe keinen Grund zu lügen.« Er reckte das Kinn. »Alle meine Vereinbarungen basieren auf Ehrlichkeit. Und ich stehe zu meinem Wort. Du hast nichts zu befürchten. Und deine Seele –«

»Egal!«, schmetterte ich das Thema ab. Ich hatte keine Ahnung, wozu eine Seele gut war, aber ich war mir sicher, dass ich sie nicht annähernd so dringend brauchte wie das letzte Familienmitglied, das ich noch hatte. Ich breitete die Arme aus. »Nimm sie. Nimm sie und hilf ihr!« Ein Beben ging durch meinen Leib. »Bitte!«

Abwehrend hob der Junge die Hände. »Nun mal langsam. Ich werde dir deine Seele nicht sofort nehmen. Dafür ist sie nicht reif genug. Wenn ich sie jetzt schon ernte, würde mir entgehen, was noch aus ihr werden kann.« Er lächelte. »Und außerdem ... Vereinbarungen werden nicht mündlich getroffen. Das heißt«, korrigierte er sich. »Doch, werden sie. Aber nicht verbal.«

Ich runzelte die Stirn. »Was?«, stieß ich hervor, und seine belustigte Miene begann mich zu frustrieren.

Er legte den Kopf leicht schief. »Vereinbarungen mit Geistern«, antwortete er, »werden stets mit einem Kuss besiegelt.«

Meine Gesichtszüge entgleisten. Kaltes Grauen breitete sich in mir aus, und ich wich einen Schritt zurück.

»Was denn?«, fragte er gedehnt. »Du hättest deutlich schlechtere Küsser als mich abbekommen können.«

Ich schluckte schwer. Der Gedanke daran, ihm noch näher zu kommen als ohnehin schon, jagte mir furchtbare Angst ein. Schließlich war er ... ein Geist.

Seine Brauen schossen in die Höhe. »Oh. Das wäre dein erster Kuss?«, fragte er zaghaft und traf damit voll ins Schwarze.

Heftig schüttelte ich den Kopf. »Nein!«, entgegnete ich sofort, obwohl ich mich nicht einmal mehr daran erinnern konnte, wann ich einen Jungen zuletzt auch nur berührt hatte.

»Kein Grund, sich so zu zieren. Ich habe nur für diesen Anlass eine passende Gestalt angenommen.«

Meine Augen weiteten sich. Gestalt *angenommen*? Er hatte ... mehrere Gestalten? War das Geistern überhaupt möglich?

Der Junge lächelte. »So ist es mir eine noch viel größere Ehre, mit dir Geschäfte zu machen. Den ersten Kuss vergisst man nie, aber ich werde ihn umso unvergesslicher für dich machen.«

Wieder machte er einen Schritt auf mich zu, und ich musste all meine Selbstbeherrschung aufbringen, um nicht zurückzuweichen. Ich konnte spüren, dass der Runenkreis hinter mir endete, und ich wollte nicht wissen, was geschah, wenn ich ihn verließ. Ich versteifte mich am ganzen Körper, war zu keiner Erwiderung, keinem Gedanken fähig. Mein Herz schlug mir bis zum Hals, und eine eisige Hitze machte sich in mir breit. Ich konnte spüren, dass ich dabei war, einen großen Fehler zu begehen. Aber meine Großmutter im Stich zu lassen, wäre so viel schlimmer.

Der Geist wirkte völlig entspannt, als würde sein Puls nicht zu rasen beginnen, jetzt wo er so dicht vor mir stand. »Ich zwingen dich zu nichts, Sakari. Die Entscheidung liegt ganz bei dir.« Locker breitete er die Arme aus. »Ich bin hier und warte auf deine –«

Etwas in mir machte Klick. Meine Großmutter brauchte mich.

Kurz entschlossen nahm ich sein Gesicht in meine Hände. Für den kurzen Moment, den ich einfach so ausharrte, war mir, als könnte ich ein Zucken in seiner Augenbraue erkennen. Als hätte er nicht gedacht, dass ich das hier wirklich tun würde. Als würde es ihn beeindrucken.

Ich dachte keinen Augenblick länger nach. Stattdessen zog ich ihn zu mir herunter und drückte meine Lippen auf seine.

Ich hatte noch nie zuvor einen Jungen geküsst. Deshalb wusste ich kaum, wie mir geschah, als seine warme Hand

meine Wange berührte. Als er sich nachdrücklich in meine Richtung lehnte und den Kuss vertiefte. Zärtlich bewegte sich sein Mund auf meinem, und ein heftiges Kribbeln stieg meine Magengrube herauf. Es war eine Mischung aus Scham, aus Endorphinen, aus Angst. Ein Cocktail, der sich in diesen Augenblicken tödlich anfühlte.

Ich hatte keine Ahnung, wie lange ein Kuss normalerweise dauern sollte, weshalb er derjenige war, der ihn beendete. Als sich seine Lippen von meinen lösten, rückte er kaum von mir ab. Sein Atem kitzelte mein Gesicht, als er sanft auf mich herabblickte und raunte: »An deinem dreiundzwanzigsten Geburtstag werde ich holen, was mir gehört.« Er strich mir über die Wange. »Du wirst wunderschön aussehen.«

Von einer Sekunde auf die andere war er verschwunden. Mir war, als könnte ich das Geräusch von Flügelschlägen hören, ein Laut, der eine Eiseskälte in mir ausbrechen ließ.

»M-Mary?«

Erschrocken wirbelte ich herum, und auf einmal war die Schwärze um mich herum verblasst. Sie machte dem Wohnzimmer Platz, wo sich meine Großmutter gerade aufrichtete. Mit dem Rücken zu mir, stemmte sie die Hände gegen den Boden und kam schwerfällig auf die Füße. Sie schrie nicht mehr. Der Schmerz schien vergangen.

Mir fiel ein Stein vom Herzen, und ich schluchzte. »Großmutter.« Die Kerzen um mich herum waren erloschen, und ich sprang über sie hinweg. »Dir geht es gut!« Ich ergriff ihren Arm und drehte sie zu mir herum. »Dir geht es –«

Als sie sich zu mir umwandte, war es, als würde mein Leben vor meinen Augen in sich zusammenfallen. Wie ein baufälliges Gebäude, dessen Fundament gesprengt wurde, stürz-

ten die Brocken auf die Erde herab, zerschellten auf dem harten Grund und hinterließen nichts als Staub.

Meiner Großmutter ging es gut. Sie war am Leben. Das war das Wichtigste. Und doch konnte ich den Anblick, der sich mir bot, kaum ertragen.

Meine Hände zitterten, als ich sie losließ und rückwärts wankte. »G-G-«, würgte ich hervor. »D-d-deine ...«

»Ich weiß«, sagte sie mit rauer Kehle. Ihre Brille lag irgendwo auf dem Boden. Sie würde sie nicht mehr brauchen. Denn dort, wo ihre braunen Augen gewesen waren, prangten jetzt zwei tiefe, schwarze Löcher.

»Oh mein Gott«, stieß ich hervor. Ich bedeckte meinen Mund mit einer Hand, als meine Sicht verschwamm. Mir wurde schwindelig, mir wurde übel, und auf einmal fühlte es sich so an, als wäre mein Leben ein Käfig, aus dem ich nicht entkommen konnte. »E-er hat gesagt, er würde dich retten.« Meine Stimme brach. »E-er hat nicht gesagt ... Er hat ...«

»Wer hat was gesagt?«, fragte sie lauernd. Sie streckte ihre Arme aus, ertastete meine Schultern und hielt mich fest. »Von wem sprichst du, Mary? Was hast du getan?«

Ihre Worte waren wie Fausthiebe in mein Gesicht. Meine Tränen zwängten sich aus meinen Augenwinkeln und rannten über meine Wangen. Wieder schluchzte ich, und das Aufbäumen meines Körpers schnürte mir endgültig die Kehle zu.

So lange, bis mich meine Großmutter an sich zog. Bis sie mich fest an sich drückte. Bis ich ihre leeren Augenhöhlen nicht mehr sehen musste. Das, was der böse Geist ihr angetan hatte. Das, was der Junge nicht verhindert hatte.



»Was hast du getan?«, dröhnte ihre Stimme in meinem Kopf, und eine Woge des schlechten Gewissens schlug über mir zusammen, obwohl sie das eigentlich nicht sollte.

»I-Ich –« Mein ganzer Körper bebt. »Ich habe dich gerettet!« Doch auf einmal fühlte es sich nicht mehr so an. Sondern eher, als hätte ich einen viel schlimmeren Fluch auf unsere Familie gelenkt.

»Aber zu welchem Preis?«, hauchte Großmutter und drückte mich so fest an sich, als befürchtete sie, der Junge würde jede Sekunde zurückkehren und sich holen, was ich ihm versprochen hatte. »Zu welchem Preis?«



# 1. ZEHN JAHRE SPÄTER

Zehn Jahre. Ich hatte zehn Jahre, bis der Geist zurückkommen würde, um meine Seele zu holen. Zehn Jahre, in denen meine Seele *reifen* sollte.

Zehn Jahre, in denen ich dazulernte. Unter anderem, dass die Seele eines Menschen kein Ballast war, sondern das Einzige, was ihn Mensch sein ließ. Und auch, wie man mit Dämonen fertig wurde.

Zehn Jahre, in denen ich entschied, dass ich mich selbst nicht kampflos aufgeben würde.

*Lass die Finsternis nie in dein Herz*, waren die Worte, die mir meine Großmutter bei schier jeder Gelegenheit einbläute. Und das würde ich auch nicht. Aber genauso wenig würde ich ihr meine Seele überlassen.

»Meine Güte, Mary«, riss mich Ivys Stimme aus meinen Gedanken.

Wir saßen in meinem Zimmer, das sich in den letzten neun Jahren kaum verändert hatte. Es war ein kleiner, quadratischer Raum, in dem sich mein ganzes Leben in all seinen Kontrasten widerspiegelte: Am Fenster neben meinem Bett war ein Traumfänger befestigt, den ich schon besaß, seit ich denken konnte. Auf der gegenüberliegenden Seite hing seit Jahren ein Poster einer lokalen Band, das ich längst hatte abmachen wollen, mich aber nicht getraut hatte, weil ich genau wusste, dass die weiße Wand dahinter ganz vergilbt sein

musste. Mein Schreibtisch war voller Bücher und Unterlagen für meine Kurse – und Dinge, die rein gar nichts mit meinem Kunststudium zu tun hatten. Und am Bilderrahmen eines Fotos auf meinem Nachttisch hing ein Armband, das ich einmal von meinen Eltern bekommen hatte.

Ivy lag auf meinem Bett, ein Ökonomie-Buch vor sich aufgeschlagen, während ich an meinem Schreibtisch über einen alten Folianten gebeugt saß. Es war Januar und der Semesterendspurt stand an. »Hast du nicht langsam mal alle Ausgaben gelesen?«

Ich hob den Buchdeckel an, um den Titel sehen zu können: *Beschwörungen und Rituale*, stand dort geschrieben – auf Englisch und auf Navajo. Auch der Inhalt war ein Mischmasch beider Sprachen: Die Navajo-Passagen verstand ich eher schlecht als recht, und die Englischen waren teilweise so grauenhaft übersetzt, dass ich mir wünschte, sie hätten es einfach sein lassen. »Gelesen ja«, antwortete ich. »Aber nicht verinnerlicht.«

Sie schien ein Lächeln zu unterdrücken. »Ich wusste nicht, dass Bücher zum *Verinnerlichen* da sind.«

Ich zögerte. »Es kommt auf das Buch an. Und auf den, der es liest.« In meinem Fall bedeutete das: Ich brauchte all das Wissen, das jemand in diesen Folianten geschrieben hatte, weil mein Leben davon abhing. Und wenn ich auch nur das kleinste Detail daraus vergaß, könnte es über mein Schicksal entscheiden.

Aber das verriet ich ihr nicht. Ich hatte ihr nichts davon gesagt, seit ich sie kannte. Und das, obwohl sie mir inzwischen einfach alles anvertraut hatte. Sie hatte mich um Hilfe gebeten, und ich hatte ihr geholfen. Es war alles gut geworden.

Aber Geister und Dämonen spielten in einer ganz anderen Liga als Vampire.

Ivy schenkte mir ein lang gezogenes »Verstehe«. Sie richtete sich auf und stieß einen tiefen Seufzer aus. »Ich hab das Gefühl, ich habe mich immer noch nicht genug bei dir bedankt.«

Unsicherheit stieg in mir auf. »Was habe ich denn gemacht?«

»Mein Leben gerettet. Und das von Andrew.« Fest blickte sie mich an. »Wenn du nicht gewesen wärst –«

Ich lächelte und konnte sie kaum ansehen. Ich wollte keine Aufmerksamkeit. »Das ist doch Schnee von gestern.«

Es kostete mich all meine Selbstbeherrschung, um nicht meinen Hals zu berühren. In jener Nacht war ich beinahe gestorben. Bis heute konnte ich kaum glauben, dass ich gebissen worden war und mich nicht in eine Vampirin verwandelt hatte.

Ich hatte für Ivy alles riskiert. Aber ich konnte ihr nicht dasselbe abverlangen. Das hier war mein Leben. Und ich musste seine Hürden allein bezwingen.

Meine Gedanken rasten, suchten fieberhaft nach einem Ventil, das Thema zu wechseln – obwohl ich am liebsten gar kein Thema gehabt hätte. Ich musste dringend dieses Buch lesen. Sein ganzes Wissen in mich aufsaugen. Weil mir die Zeit davonlief.

Und schon war es, als könnte ich die Berührung des Jungen auf meiner Wange spüren. Als könnte ich wieder seine Stimme hören, ganz nah an meinem Ohr, wo er flüsterte: *An deinem dreiundzwanzigsten Geburtstag werde ich holen, was mir gehört.*

Ich war zweiundzwanzig. Und mein Geburtstag war morgen.

»Wie geht es Andrew?«, fragte ich, ohne nachzudenken. Ivys Bruder war vor ein paar Monaten von seiner eigenen Studentenverbindung entführt worden. Seiner Studentenverbindung, die aus Vampiren bestand. Die bloße Vorstellung davon schnürte mir die Kehle zu, und ich zündete immer noch regelmäßig Kerzen für den Gott der Schöpfung an, der aus irgendeinem Grund auch Vampire erschaffen hatte, und bat ihn, dafür zu sorgen, dass sie keinen Schaden anrichteten.

»Andrew«, antwortete Ivy langsam, und irgendetwas an ihrem Tonfall gefiel mir nicht. »Er ... kommt ganz gut klar, schätze ich.« Sie stand von meinem Bett auf und schritt zu mir hinüber. »Er hat seine ersten Prüfungsergebnisse bekommen, die waren ganz gut. Und seine Freunde –«

Vorsichtig sah ich zu ihr hinauf. »Wie geht es ihm?«, wiederholte ich, auch wenn ich wusste, dass sie mich schon beim ersten Mal verstanden hatte. Sie fürchtete sich nur davor, mir zu antworten.

»Es ... geht.« Sie rang mit sich. »Er braucht noch Zeit, um zu heilen. Aber ich bin mir sicher, dass er das wird.« Sie lächelte leicht. »Er hat schon viel Schlimmeres überstanden.«

Ein paar Sekunden lang blickten wir einander einfach nur an. Auch Ivy und Andrew hatten ihre Eltern verloren. Nicht gleichzeitig und nicht auf dieselbe Weise. Aber ich konnte schwören, dass sie beide denselben Schmerz in sich trugen wie ich.

Ivy befeuchtete ihre Lippen. »Hey, sag mal ... Kann ich dich was fragen?«

Das Beschwörungsbuch vor mir übte einen seltsamen Sog auf mich aus. Ich wollte unbedingt weiterlesen – weil mein Leben davon abhing. Aber Ivy war mir wichtig, also klappte ich es zu. »Natürlich.«

Als würde die Kraft aus ihren Beinen weichen, lehnte sie sich an die Wand neben meinem Schreibtisch. »Es geht um NITE.«

Selbstverständlich tat es das. Seit Ivys Freund Liam die Führung über die Bruderschaft übernommen hatte, ging es in ihrem Leben nur noch um sie. »Was ist mit ihnen?«

»Mit ihnen ist gar nichts«, ruderte sie schnell zurück. »Sie sind toll. Nur ...« Sie rang nach Worten. »Ich weiß nicht, worauf ich mich da eingelassen habe.«

Ich konnte Liam gut leiden, obwohl sein Herz pechschwarz sein musste. Trotzdem wurde mir angst und bange zumute, je länger ich mich auf das konzentrierte, was er und seine Brüder waren.

»Ich will Liam unterstützen, aber es geht ja nicht einfach nur darum, eine Studentenverbindung zu leiten. Es ist schließlich keine normale Studentenverbindung.«

Ich nickte bedächtig. »Es ist eine voller Männer.«

Ivy grunzte belustigt. »Genau. Genau das ist das Problem.« Sie stockte. »Nein, es ist ... hart. In Sachen Blutzufuhr machen wir Fortschritte – nur leider ist das nicht alles, was zählt. Rachel war nicht gut für NITE. Aber sie hat trotzdem verdammt große Fußspuren hinterlassen. Und ein verdammt volles Bankkonto mitgenommen.« Langsam schüttelte sie den Kopf. »Die Jungs brauchen zum Glück nicht viel. Das macht es aber nicht leichter, nichts zu haben. Ich ...« Sie betrachtete ihre Hände, als spräche sie von der gähnenden Lee-

re, die in ihnen herrschte. »Diese Verantwortung. Ich weiß nicht, ob wir ihr gewachsen sind.«

Nachdenklich musterte ich sie. Mit ihrer olivfarbenen Haut und ihren großen braunen Augen wirkte sie jeden Tag, als wäre sie einem Gemälde aus alter Zeit entsprungen. »Habe ich dir schon mal vom ersten Mann und der ersten Frau erzählt?«

Irritiert rutschte sie an der Wand herunter, bis sie auf dem Boden saß. »Adam und Eva?«

Verdutzt schüttelte ich den Kopf. »Nein, in meinem Glauben.«

»Oh.« Sie kratzte sich an der Schläfe. »Äh, nein. Ich denke nicht.«

Das erleichterte mich – denn ich liebte es, davon erzählen zu können. »Es ist eine schöne Geschichte.« Gedankenverloren fuhr ich mit einer Hand über den Einband des Folianten. Es war ein raues Gefühl unter meinen Fingerkuppen, als würde ich über das Fell eines Pferds streichen. »Der erste Mann und die erste Frau wurden in der ersten Welt erschaffen. Eine Welt ganz anders als diese hier. Sie waren lange Zeit allein und wussten nichts von der Existenz des jeweils anderen. Erst als sie beide ein Feuer entzündet haben, sind sie aufeinander aufmerksam geworden. Sie haben sich gefunden und eine ganze Weile zusammengelebt. Allein zu zweit.« Ich lächelte leicht, als ich sie mir vorstellte – zwei wunderschöne Wesen, die gemeinsam auf einem Hügel saßen und in den Sonnenuntergang blinzelten. »Dann sind immer mehr Menschen gekommen – nicht Menschen wie wir«, erklärte ich. »Da gab es Bienenmenschen, Ameisenmenschen ...«

Verhalten strich sich Ivy eine kurze Haarsträhne hinters Ohr. »Wow.«



»Sie waren alle so verschieden – aber sie mussten zusammenarbeiten, um zu überleben. Doch die erste Welt war keine gute Welt zum Leben. Sie haben schon bald nach mehr gestrebt und wollten weiterziehen, bis in unsere Welt, wo sie sich für immer niederlassen könnten.«

Interessiert blickte sie zu mir hinauf. »Also ist unsere Welt die zweite Welt?«

Lächelnd schüttelte ich den Kopf. »Es ist die vierte.«

Verwundert hob sie die Brauen. »Die vierte?«

»Oh ja«, seufzte ich. »Der erste Mann und die erste Frau mussten die Menschen anführen – über *drei* Welten hinweg, bis sie endlich in dieser Welt angekommen sind und zu unseren Vorfahren werden konnten. Sie mussten viele Aufgaben erfüllen, Hindernisse beseitigen, mehr als einmal ihr Leben und das aller retten«, erzählte ich, während ich die Szenen vor meinem inneren Auge malte. »Hätten sie das alles vorher gewusst, in der ersten Welt, hätten sie das bestimmt nicht für möglich gehalten. Aber sie haben es geschafft«, schloss ich. »Sie haben zusammengehalten und an sich geglaubt. Und haben sich Stück für Stück vorgearbeitet. Welt für Welt.«

Ivy lächelte gelöst. »Das ist eine schöne Geschichte. Und ich glaube«, fügte sie locker hinzu, »ich weiß, was du mir damit sagen willst.«

Damit riss sie mich jäh in die Gegenwart zurück. »Ach ja?« Worüber hatten wir gerade gesprochen?

»Ich soll das Ganze auf Liam und mich beziehen«, gab sie mir glücklicherweise einen Tipp. Sie wedelte vielsagend mit einer Hand. »Wir sollen ein Tor zu einer anderen Welt öffnen und dann wird alles wieder gut.« Kichernd richtete sie

sich auf. »Aber wirklich – ich fühle mich schon viel besser. Die ersten Menschen hatten deutlich größere Probleme als wir. Also werden wir das auch hinbekommen.« Ihre Miene erhellte sich. »Ach ja, wo wir gerade bei Partys sind ...«

»Sind wir doch gar nicht.«

»Du hast morgen Geburtstag«, erinnerte sie mich mit erhobenem Zeigefinger. »Willst du vielleicht irgendwas –«

»Nein.« Jede einzelne Faser meines Körpers wollte sich bei der bloßen Vorstellung anspannen. »Ich will nichts machen. Ich will ...« Meine Gedanken rasten und fanden doch keinen Ausweg. »... einfach nur meine Ruhe haben«, presste ich irgendwie hervor. Was nur halb gelogen war. Der Einzige, vor dem ich meine Ruhe haben wollte, war der Geisterjunge von vor zehn Jahren, der meine Seele holen kommen würde.

Ivy runzelte die Stirn. »Ich weiß, dass du nicht die größte Partymaus bist, aber *irgendwas* hast du doch immer gemacht.« Sie gab einen amüsierten Laut von sich. »Sag bloß, du kriegst jetzt schon Altersdepressionen.«

Ungerührt sah ich sie an. »Depressionen darüber, reifer, weiser und fähiger zu werden?«

»Okay.« Sie grinste. »Wenn es das nicht ist, was dann?«

Ich bemühte mich, ihrem Blick standzuhalten. Ivy war eine gute Freundin. Sie sorgte sich um andere. Sie wollte, dass sich die Menschen in ihrer Umgebung gut fühlten. Deshalb hatte ich mich schon seit Wochen auf dieses Gespräch vorbereitet. »Ich habe viel Stress«, erklärte ich und hoffte, dass sie die Sache auf sich beruhen lassen würde. »Uni-Stress.«

Vielleicht hatte ich Glück und der Junge mich inzwischen vergessen. Andererseits war er immer noch ein Geist. Ein böser Geist, der Gefälligkeiten im Austausch für Seelen er-

brachte. Der mir die zehnjährige Frist womöglich nur gewährt hatte, um mich ein ganzes Jahrzehnt mit Ungewissheit quälen zu können. Ich musste auf alles gefasst sein. Vor allem morgen.

Ivy schenkte mir einen schiefen Blick. »Uni-Stress?«, wiederholte sie ungläubig. »Du? Du schreibst ja nicht mal Prüfungen.«

»Natürlich schreibe ich Prüfungen!« Ungefähr vier pro Jahr. Der Rest bestand aus praktischen Arbeiten. Gemälden, Porträts, Stillleben, dieses Semester sogar Bildhauerei ... und sie hatte recht. Nichts davon bedeutete Stress für mich. Sie kannte mich einfach zu gut. »Es stehen gerade nur viele Projekte an«, log ich. »Ich komme gar nicht mehr hinterher.«

»Kann ich mir vorstellen«, erwiderte sie ohne jeden Vorwurf in der Stimme. »Ich sehe dich seit Wochen nur noch über diesen alten Büchern hängen. Vielleicht solltest du etwas weniger lesen – Pardon, verinnerlichen – und mehr für die Uni tun.«

Das würde ich. Ich würde es so gerne. Aber das könnte ich erst, wenn ich den Fluch, der auf mir lastete, endgültig gelöst hatte.

Beim bloßen Gedanken an meinen Plan bildete sich ein dicker Kloß in meinem Hals. Der Geist würde zu mir zurückkehren, und zwar schon morgen. Er würde versuchen, mir meine Seele zu nehmen. Und wenn es so weit war, müsste ich ihn vernichten.

»Mache ich. Aber«, kehrte ich zum eigentlichen Thema zurück, »ich kann es mir gerade nicht leisten, meinen Geburtstag zu feiern.« Mein Herz machte einen Satz, als mir ein Gedanke kam. »Also bitte auch keine Überraschungspartys oder so! Ich will niemanden von euch sehen.«

»Ist ja gut!« Sie lächelte. »Dann holen wir das einfach nach, wenn es dir besser passt. Deal?«

Ich erwiderte ihr Lächeln und hoffte, dass ich mich auf ihr Wort verlassen konnte. »Deal.«

Es war Freitagnachmittag, und Ivy war später noch mit Liam verabredet. Sie blieb also nicht bis zum Abendessen. Das tat sie selten – ich vermutete, dass meine Großmutter sie verängstigte, so wie die meisten Menschen.

Eigentlich war das hier ein Tag wie jeder andere, und doch wurde ich von einem mulmigen Gefühl erfasst, als ich sie nach draußen begleitete.

»Danke noch mal«, sagte sie, ihre Umhängetasche geschultert, als sie die Tür öffnete. »Diese Geschichte hatte was. Ich denke, die google ich später noch mal.«

»Du schaffst das«, bekräftigte ich. »Ich glaube an dich.« Auf einmal fühlte sich meine Kehle wie zugeschnürt an, und endlich konnte ich das grauenhafte Gefühl entschlüsseln, das in mir hochgekrochen war: Vielleicht war dies das letzte Mal, dass ich Ivy sah.

Der Dämon würde kommen und sich meine Seele holen. Und ich hatte in den letzten zehn Jahren genug darüber gelesen, um zu wissen, was das bedeutete.

In der Vergangenheit hatten viele Navajo ihre Seelen an Dämonen verkauft. Die meisten von ihnen hatten sie erst eingeübt, wenn sie eines Tages gestorben waren. Aber einige wenige hatten sie sofort verloren. Sie waren dazu verdammt gewesen, ohne sie weiterzuleben.

Sie waren böse geworden. Angetrieben von allen negativen Emotionen: von Zorn, Furcht, Verzweiflung. Sie waren zu Raubtieren geworden, Tötungsmaschinen, die die Welt mit Leid

und Qualen geflutet hatten. Wer einen lichten Moment gehabt hatte, hatte seinem Leben selbst ein Ende gesetzt, bevor es zu Schlimmerem hatte kommen können. Alle anderen hatten getötet werden müssen, nicht selten von denen, die sie liebten.

Das könnte ich meiner Großmutter nicht antun. Ivy. Den anderen. Aber wenn ich scheiterte, würde genau das mit mir passieren.

Als meine Freundin über die Türschwelle schritt, war ich mir absolut sicher, dass ich sterben würde. Entweder weil ich meine Seele verlor, oder in dem Versuch sie zu behalten.

Ich schaffte das nicht. Nicht allein. Ich brauchte Hilfe.

»I-Ivy«, hielt ich sie zurück, als meine Verzweiflung urplötzlich abflaute und einer seltsamen Nüchternheit Platz machte, die ich sonst nur beim Malen verspürte.

Was hatte ich gerade vor? Nein. Ich durfte das nicht tun.

Fragend drehte sich Ivy um. »Ja?«

Mir verschlug es die Sprache. »N-nichts«, winkte ich ab. »Komm gut nach Hause.«

Augenblicke später hatte ich die Tür hinter mir geschlossen und lehnte mich angestrengt gegen sie. Ein Schub aus Panik ging durch meinen Körper und trieb mir Tränen in die Augen. Ich würde das nicht schaffen. Aber wenn ich andere in die Angelegenheit hineinzog, würde ich sie auch nur in Gefahr bringen.

Das hier war *mein* Kampf. Und wahrscheinlich würde ich ihn verlieren.

*Reiß dich zusammen, Mary!* Meine innere Stimme hatte schon vor Jahren den Tonfall meiner Großmutter angenommen. Sie war immer bei mir, selbst wenn sie es nicht war. So wie heute.

Ein bitteres Lachen stieg meine Kehle hinauf. Ich hatte ihr ein Wellness-Wochenende geschenkt. Ein verdammtes Wellness-Wochenende! Wer meine Großmutter kannte, konnte sich vorstellen, wie sie darauf reagiert hatte. Nichts in ihrer Miene hatte sich geregt, und sie hatte mich gefragt, ob ich den Verstand verloren hatte. Sie war ein Arbeitstier, ständig auf Achse, die ganze Zeit beschäftigt – am allerliebsten mit Dingen, die man alten, blinden Frauen nicht zutrauen würde. *Wellness* existierte in ihrem Vokabular nicht. Aber wenn es eine Sache gab, die sie hasste, dann war es Geldverschwendung – und genau das hätte sie sich selbst vorwerfen müssen, hätte sie abgelehnt.

Sie war das ganze Wochenende außer Haus. Dafür hatte ich gesorgt. Sie wäre nicht hier, wenn es mit mir zu Ende ging.

Bebend atmete ich durch und warf einen Blick auf die Uhr am Ende des Gangs. Es war sechzehn Uhr. Mir blieben noch acht Stunden. Acht Stunden, um dem bösen Geist eine Falle zu stellen, aus der er nicht mehr entkommen könnte.

Ich war bereit, ich wusste es. Ganz gleich, wie fieberhaft ich noch den Folianten lesen wollte, immer und immer wieder, es würde nichts mehr am Ergebnis ändern. Zehn Jahre lang hatte ich mich auf diesen Tag vorbereitet, meinen Plan penibel durchdacht, nur darauf gewartet, ihn endlich in die Tat umzusetzen.

Ich war so bereit, wie ich es sein konnte. Ich hoffte nur, dass es reichen würde.

Meine Knie fühlten sich weich an, als ich in mein Zimmer zurückkehrte und das Buch wieder aufschlug. Als ich die richtige Seite heraussuchte, kam ich mir einsamer denn je vor.

Ich hatte meiner Großmutter nie die ganze Wahrheit erzählt – genauso wenig wie sie mir. In all den Jahren hatte sie mir nicht verraten, wer oder was sie angegriffen hatte. Oder warum. Wen sie hatte beschwören wollen – und ob es derjenige gewesen war, der ihr Augenlicht genommen hatte.

Auch ich hatte mich in Schweigen gehüllt, so gut es ging. Hatte ihr gesagt, dass ich eine Stimme gehört hatte, die mir versprochen hatte, zu helfen. Dass es bestimmt einer unserer Ahnen gewesen war, der uns unterstützt hatte. Und dass weder sie noch ich etwas zu befürchten hatten.

Wir hatten die vielleicht wichtigsten Dinge unseres Lebens voreinander verheimlicht, um die jeweils andere zu schützen. Ein überflüssiger Beweis, dass wir verwandt waren.

Großmutter war die letzten zehn Jahre mehr als unruhig gewesen. Alle paar Wochen tanzte sie mit einer Rassel ums Haus herum, einen altertümlichen Singsang auf den Lippen, und segnete unser Zuhause, auf dass keine bösen Geister hineinfänden. Es war schon eine Weile her, dass sie es zuletzt getan hatte. Zum Glück. Denn mein Plan würde nicht aufgehen, wenn ich den Geist aussperrte. So könnte ich ihn niemals unschädlich machen.

Ich fand das richtige Kapitel und öffnete eine meiner Schreibtischschubladen. Darin befanden sich ein Pinsel und ein größeres Gefäß mit einer rotbraunen Flüssigkeit. Es war eine Mischung aus Erde und ... Blut. Nicht meinem Blut. Tierblut. Ich hatte es bei einem Schlachter gekauft und beim bloßen Gedanken daran, dass ich so etwas wirklich getan hatte, drehte sich mir der Magen um. Aber es war nötig. Es musste tierisches Blut sein, damit es half – oder menschliches. Doch für die Menge Menschenblut, die ich gebraucht hätte, hätte ich schon jemanden umbringen müssen.

Wieder spürte ich, wie die Vampirin ihre langen Zähne in meinen Hals grub ...

Hastig schlug ich mir die Erinnerung aus dem Kopf. Bei den Navajo gab es zwei grundlegende Arten von Riten. Die *Blessingway*-Zeremonien sollten einem Glück und Wohlstand bescheren. Meiner Meinung nach war das nur Augensischerei. Großmutter hatte solche Rituale früher schier jedes Wochenende durchgeführt und uns war trotzdem kein Geldkoffer in den Schoß gefallen.

Ganz anders stand es um die *Enemyway*-Zeremonien. Sie waren gegen Dämonen, böse Geister und einfach alles gerichtet, das einem Schaden zufügen wollte. Die meisten Riten dienten dazu, die Geister fernzuhalten oder sie zu exorzieren – aber ein paar wenige halfen dabei, sie an Ort und Stelle zu bannen. Das war meine einzige Chance.

Ich studierte Kunst, und doch fühlte ich mich, als würde ich zum ersten Mal einen Pinsel in der Hand halten, als ich ihn in das Blut-Erde-Gemisch eintauchte und zu meiner nackten Wand führte. Mein Blick zuckte immer wieder zum Buch, obwohl sich die Symbole unwiderruflich in mein Gedächtnis eingebrannt hatten. Ich durfte mir keinen noch so kleinen Fehler erlauben. Wenn ich auch nur einen Strich etwas zu krumm oder zu gerade zog, könnte es mich einfach alles kosten. Nicht zuletzt meine Seele.

Ich konnte die meisten Symbole selbst nicht besonders gut deuten. Manche hatte ich als abstrakte Tierzeichen entschlüsselt, andere hatten entfernte Ähnlichkeit mit Buchstaben, andere könnten Zeichen für die Elemente sein, die Sonne, das Meer. Ich hoffte, dass ich das Richtige tat. Ich hoffte,



dass ich diesen verdammten zweisprachigen Folianten nicht völlig falsch verstanden hatte.

Ich arbeitete so schnell, wie ich nur konnte, ohne aus der Konzentration zu geraten. Erst verzierte ich einen Teil meiner Wand mit ein paar Symbolen – und zog dann den Vorhang von meinem Fenster über den bemalten Bereich, damit man ihn nicht mehr sehen konnte. Anschließend schlug ich den Teppich zu meinen Füßen zur Seite und begann, auf den Dielenboden zu malen. Als ich dort fertig war, stieg ich über die Symbole hinweg, penibel darauf bedacht, bloß nichts zu verwischen, und rückte mein Bett zur Seite, so gut es in dem kleinen Zimmer ging. Letzten Endes löste ich auch vorsichtig zwei der Ecken meines alten Posters, um die dahinterliegende gelb angelaufene Wand zu verzieren. Zwischendrin warf ich immer wieder einen nervösen Blick auf die Uhr – und die Zeit verstrich.

Als die Farbe einigermaßen getrocknet war, verdeckte ich sie. Nichts durfte den Anschein erwecken, dass etwas hier nicht stimmte. Ein Teil von mir spielte mit dem Gedanken, die Tür zu bemalen, aber dann hätte ich sie sperrangelweit geöffnet lassen müssen, um die Zeichen zu verbergen, und das war das Letzte, was ich wollte. Stattdessen schloss ich sie und sperrte ab. Nur für den Fall, dass Großmutter aus heiterem Himmel hier auftauchte und dem Dämon in die Quere kommen könnte.

Meine Knie wurden immer weicher und meine Hände immer zittriger. Mit der Zeit gingen mir die Ideen für Verstecke aus. Die Innenseiten meiner Schranktüren hatte ich bemalt, die Unterseite meines Schreibtischs und des dazugehörigen Stuhls, das winzige Stück Wand, an dem

mein Bett stand und das von meiner Matratze überdeckt wurde.

*Woher weiß ich, wann es genug ist?*, begann ich mich zu fragen, und die innere Unruhe drohte mich zu zerreißen. Die kalte, harte Antwort war: Erst, wenn es zu spät wäre, um noch mehr zu malen.

Mein Plan war so einfach wie hirnrissig: Ich würde warten. Sonst nichts. Wenn der Geist hier aufkreuzte, würden ihn die Symbole an Ort und Stelle bannen. Er könnte diesen Raum nicht mehr verlassen. Er wäre mein Gefangener. Wenn er je wieder das Tageslicht sehen wollte, müsste er mich darum anbetteln – und eine neue Vereinbarung mit mir schließen. Seine Freiheit gegen meine Seele.

Einfach. Hirnrissig. So hirnrissig, dass es klappen könnte.

Der Augenblick, in dem ich keine Ideen mehr übrig hatte, trat um 23:55 Uhr ein. Es war so weit.

Ich hatte bis hierher geplant – aber nicht die Zeit, die vergehen würde, bis er auftauchte. Ein paar Sekunden lang stand ich unschlüssig herum, dann setzte ich mich auf mein Bett, die Hände in meinem Schoß gefaltet, und wartete. Lange hielt ich es nicht aus. Unruhig griff ich zu meiner Kommode neben dem Bett, wo das Foto von meinen Eltern stand. An einer Ecke des Rahmens hing mein kleines geflochtenes, mit Perlen und einer Feder verziertes Armband. Mom und Dad hatten es mir zu meinem fünften Geburtstag geschenkt. Ich hatte es bis zum Tag ihres Todes getragen – und seitdem hing es hier. Ich nahm es nicht mehr mit nach draußen, weil ich zu große Angst hatte, es zu verlieren. So, wie ich sie verloren hatte.

Ich hielt es in beiden Händen und drückte eine der Perlen an meine Lippen. Atmete tief ein und erinnerte mich vage an den Geruch meiner Mutter. Der Gedanke an sie beruhigte mich. Sie war bei mir, das wusste ich ganz genau. Auch wenn mich Großmutter nie die Wahrheit mit eigenen Augen sehen lassen würde. Sie hatte mir jegliche Rituale verboten – und mir versprochen, dass sie ebenfalls nie wieder eines durchführen würde.

Ich könnte nie versuchen, meine toten Eltern zu beschwören. Aber vielleicht war das besser so. Weil ich mir dann zumindest einreden könnte, dass sie immer an meiner Seite waren.

Der lange, dünne Zeiger der alten Uhr über meinem Schreibtisch schlug Mitternacht. Mein Geburtstag brach an, und ich verspannte mich am ganzen Körper. Starrte in die Mitte des Raumes. Und wartete.